

Der Pariser.

Aus dem Französischen des Paul d'Arcahan. Bearbeitet von A. Oberholzer.

Er war keineswegs ein Liebling der Offiziere des Regiments; hingegen kam er mit seinen Waffentameraden sehr gut aus, da er sehr lebenslustig war und immer einen guten Witz bereit hatte.

Da er sehr früh in die Lehre gekommen, so war seine Schulbildung sehr dürftig gewesen. Sein Wissenstrieb war so groß, daß er alles, dessen er habhaft werden konnte, las: Romane, Zeitungen, Reisebeschreibungen, sowie Litteratur der verschiedensten Art. Da er ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, so wurde sein Gesellschafter nicht langweilig. Außerdem konnte er ziemlich gut singen, beschränkte sich ein geborener Schauspieler und war zu allem Unfug aufgelegt, kurz: er war die Seele des Regiments. Seine Waffentameraden haben ihm wegen seiner Lebhaftigkeit und Witzigkeit den Uebernamen „Pariser“ und niemand rief ihn bei einem andern Namen. Was die Disziplin anbetraf, so gehörte er nicht zu den besten Soldaten; denn nichts konnte ihn davon überzeugen, daß er seinen Vorgesetzten, welchen Rang sie auch bekleiden mochten, unbedingt, blinden Gehorsam schulde. Andererseits jedoch beobachtete er die Befehle seiner Uniform und seiner Waffen peinliche Reinlichkeit; er war auch ein vorzüglicher Schütze und sein Marsch war ihm zu lang und zu schwerlich. Als man in seinem Regimente Freiwillige für den Feldzug nach Tonkin warb, ließ er sich ohne Befinden anwerben, da er, wie er sich ausdrückte, in andern Ländern nicht leben wollte. An Bord des „Méthé“, des Kriegsschiffes, das den Transport beforschte, fühlte er sich bald wie zu Hause.

Ein erstes Mal, in der Küche Beschäftigung zu finden und in kurzer Zeit war er der Liebling des Oberkochs. In der freien Zeit machte er sich im Bordkastell des Schiffes bequem, wo er seine Cigaretten rauchte und seine Zünderarbeit amüsierte, indem er den Ruf verschiedener Gegenstände verkaufter in Paris imitierte. Er entwiderte auch eine hervorragende geistige Geschicklichkeit in der Nachahmung von verschiedenen Thieren. Jedem an Bord gab er die thierähnlichsten Eigenheiten nach. So daß jeder der nachhabenden Offiziere auf der Kommandobrücke sich vor Lagen den Bauch halten mußte über den tollen Unfug, der unter ihm vorging.

Sein Morats lang war der „Pariser“ einer dienlichenden Kompanie des Regiments eingereiht. Wiederholt hatten ernsthafte Gefechte stattgefunden, aber immer in so großer Entfernung, daß er, wie er sagte, „mit heiler Haut davon gekommen“ war. Wunderbarerweise war er von Frieden und jeder anderen Tropenkrankheit verschont geblieben und ist heute sein fröhliches Wesen manchen jüngeren Soldaten neuen Muth eingebläht.

Seine Vorgesetzten schätzten seine Tapferkeit und Kaltblütigkeit im Feuer, sowie seine Ausdauer im Ertragen von Entbehrungen; aber Strapazen aller Art.

Er ist ein tüchtiger Soldat, sagte sein Lieutenant eines Tages zum Hauptmann. Dieser, der dessen Rang zur Insubordination kannte, entgegnete: „Allerdings, ein tüchtiger Soldat im Felde, aber ein schlechter in der Garnison; sein Trost macht einem viel zu schaffen.“ Bald hernach wurde ein Detachement des Regiments dazu kommandirt, eine vereinigte Beobachtungsstation in der Nähe des Sonn-Cau-Flusses zu besetzen. Eine Zeit lang schickte das umliegende Gebiet ruhig und friedlich zu sein, doch die Schildwachen jeder Gefährdung ausgesetzt waren.

Um die demoralisierende Wirkung ihrer Untätigkeit zu schwächen, ließ der kommandierende Offizier die Soldaten auf verschiedene Weise beschäftigen, wie: Laubdrägen ausheben, Haschinen machen u. s. w.

Eines Nachmittags wurde eine Abtheilung zu Grabarbeiten kommandirt unter der Leitung eines Sergeanten. „Der Pariser“ hatte sich nie mit dem Biele befreundet können und brachte gewöhnlich seine Zeit damit, zuzuschauen, während seine Kameraden ihre Arbeit verrichteten. Da er sie immer mit seinen Späßen unterhielt, hatten ihm weder seine Kameraden noch der beaufsichtigende Unteroffizier je Schwierigkeiten gemacht. In diesem Nachmittage jedoch war der betreffende Sergeant wegen eines dienstlichen Vorkommnisses bei sehr schlechter Laune.

Als er bemerkte, wie „der Pariser“ am Boden saß und sich gemächlich eine Cigarette drehte, rief er ihn ganz barock zur Arbeit.

„Du, die werden wohl ohne mich fertig werden“, entgegnete er. „Auf der Stelle an deinen Platz!“ donnerte der Unteroffizier. „Aber, Sergeant, ich vertheile Sie, daß ich von Beruf Metallarbeiter bin und nichts von Landarbeit verstehe.“ Der Sergeant gerieth in Wuth, schloß den Soldaten unanft bei dem Arm und schrie: „Genuß von deiner Narrheit! Zur Arbeit! Geh ab die einen Tag Arbeit.“ Mit einem Satz war „der Pariser“ auf dem Boden und schüttelte den Sergeanten ab. Mit vor Unwillen bleichem Gesichte trat er dicht vor den Unteroffizier,

schaute ihm unermüdet in's Gesicht und sagte: „Lassen Sie nie wieder eine Hand an mich, oder—leben Sie sich vor!“

Der Sergeant, noch mehr aufgebracht, ergriff ihn wieder und rief: „Ins Gefängniß mit dir! Wir wollen leben.“

Er konnte den Satz nicht fertig machen, denn „der Pariser“ hob den Arm und gab ihm einen Backhändel, während der wüthende Sergeant wie ungenutzt dastand und fürchterliche Drohungen aussprach, schritt der Soldat mit der Cigarette im Munde langsam zu seinen Kameraden hin.

„Ich möchte wohl, daß das früher oder später einmal kommen mußte“, murmelte er.

„Der Pariser“ wurde in's Gefängniß geföhrt, um dort das kriegsgerichtliche Urtheil zu erwarten. Als der Hauptmann von dem Kämeren Berathen hörte, entschloß er sich, ein Exemplar zu statuiren und verurtheilte den Schuldigen zu Gefangenschaft bis zum Tage, an welchem in Honoi Kriegserklärung abgelehnt wurde. Als der Offiziere die Frauen beantwortete, die der verhörende Offizier an ihn richtete, erwiderte er ganz in sein Kommen, Schicksal zu nehmen.

In einer Nacht, es war gegen zehn Uhr, hörte man in der Ferne lebhaften Gewehrfire und dröhende in gleichem Augenblicke schlugen die Borspitzer Kanonen. Dann erfolgte wieder ein heftiges Feuer, und von allen Seiten hörten die Soldaten Schuß und Wundgeschrei zu kommen.

Im nächsten Sekunden war jeder Mann der kleinen Kompanie auf den Boden und am seiner Lücke in der Bombardirung. Ein lebhaftes Feuer überschüttete den Feind, der sich unter Verwehren herausgeschlichen und das Feuer angezündet hatte.

„Hörst du das?“ rief er, „das ist das Feuer der Kanonen, die die Feinde auf uns richten.“

„Das werde ich auch“, rief er, „und werde die Soldaten mit bitterem Lächeln und heftigen Schreien hören, ohne sich auch nur um zu kümmern, die Kanonen zu kummern, die herabdröhen auf ihn herabdröhen.“ Es war eine schreckliche, fester Entschluß, lieber den Tod im Kampfe zu suchen, als von seinen Kameraden dem Urtheil des Kriegsgerichts hohelochschossen zu werden.

„Nach dem Tode“, rief er, „wäre ich ein Held gewesen, den Versuch, das hier zu nehmen und zogen sich nach allen Richtungen zurück.“ Der Hauptmann wollte ihnen noch seine Worte auf den Weg geben und machte sich mit einem Theil seiner Leute auf die Verfolgung des Feindes. Da er bemerkte, daß er sich bereits fünfzig Meter vom Feind entfernt hatte, und beschränkte sich, daß ihm der Rückzug abzuschließen würde, gab er den Befehl, sich zurückzuziehen.

Als er mit seinen Leuten in guter Entfernung wieder im Feuer aufkommen und die Thore abschloßen waren, ließ er sie antreten und sagte: „Sergeant, mein Name ist Appel.“ Der Gemeiner erwiderte jedoch nicht und sein Schauer durchdrang die kleine Truppe. Sollte er noch draußen auf dem Felde sein?

Der Feind konnte keinen Grund und Verbindung und Gemeine mühten sich fürchtbares Mordthum zu erleiden, bis der Feind sie endlich erlöste. Die Soldaten zerstreuten sich und durchsuchten zunächst das Lager, während eine kleine Abtheilung sich in die nächste Umgegend der Wallstätten benach.

Es war alles betäublich. Sergeant Bullin war zum mit den andern zurückgekehrt, und Offiziere und Soldaten hielten, daß ihm eine Kugel durch's Herz geschloßen hätte.

„Armer Kerl, haten sie sich, als sie ihr Packzeug aufsuchten.“

„In diesem Augenblicke vernahm von außen her einen Ruf. Die Wache hob das Gewehr und rief: „Halt, wer da?“ „Defnest das Thor?“ erwiderte eine nach Luft ringende Stimme, „Schnell schnell!“ Es ist Sergeant Bullin! Die Soldaten eilten an's Thor und öffneten es weit. Durch die rabenschwarze Nacht hindurch konnten sie die Gestalt eines nach vorn gebogenen Mannes erkennen, der einen Soldaten auf dem Rücken trug. Kaum war der Mann eintraten, taumelte und fiel er. Die Soldaten drängten sich um ihn und erkannten beim lodernden Lichte der Laternen—den Pariser.“ Er war feigenhalsig und über und über mit Blut bespritzt; die eine Hand hielt er an die rechte Seite gedrückt, während die andere nach den Arm des Sergeanten geföhrt hielt.

„Du!“ rief der Hauptmann aus, als er ihm erlante. „Wer lieh dich aus dem Gefängniß?“ „Ich selbst, Hauptmann“, antwortete „der Pariser“ mit schwacher Stimme. „Ich wäre nach dem Feuer zurückgekehrt. Den Sergeanten fand ich draußen vor den Wallstätten—er war in's Bein geschossen und ich wollte ihn zurücktragen. Es ist mir gelungen—aber—ich habe eine Kugel in die Seite erhalten. Ich werde wohl nicht—nach Honoi—gehen müssen—Hauptmann. Es ist besser als—“

zweiß französische Kugeln durch die Haut zu bekommen. — Letzt wohl—alle von euch.“ Mit diesen Worten that er den letzten Athemzug.

Kaiser Friedrich und Jenny Lind.

Die zehnte Wiederkehr eines Festtages hat zahlreiche Erinnerungen an Kaiser Friedrich wachgerufen. Eine der anmuthigsten dieser Erinnerungen bietet die Silberhochzeit eines Jubiläumstreffens des im Jahre 1850 in Bonn studirenden Prinzen Friedrich Wilhelm mit Jenny Lind, der schwedischen Bräutling.

Bei Hollandsch, dicht am Ufer des Rheins, stand ein zierliches Häuschen, ganz eingekerkert in Clematis und Reben; das riefige Römerglas auf dem kunstvollsten Tischchen verriet, daß für den Dürstigen ein guter Trunk Trebenzani werde. Durch den schimmernden Mondschein schritten vier gute Geister, dem gastlichen Hause zu; kräftige Jünglingsgestalten, doch einer von ihnen raute wie eine junge Liane hervor, ausgezeichnet durch schlanken, geschmeidigsten Gliederbau, durch ein offenes, schönes Gesicht, aus dem ein Paar blaue Augen klar und freudig in die Welt sahen. „Wie ist's, wollen wir noch beim Kometenfest einkehren, Königliche Hoheit?“ fragte ihn einer der Geister.

„Ich bin's zu wieder“, erwiderte er, vorausgesetzt, daß Ihr die königliche Hoheit bei Seite laßt und Euch erinnert, daß ich Subert bin, wie Ihr drei und Fritz heißt! So kommt.“

In die Worte hinein tönte ein wunderbarer Klang. War es die Nachtigall, die vor dem Vertummeln noch einmal in mondbeleuchteter Nacht ihren Raubgesang erklingen ließ? Nicht; es war eine Frauenstimme von so holdseligem Klange, daß die vier Suberten sich erschrocken an den Augen wuschelten. „Wannetich wurden die Jünglinge angezogen. Sie bestürmten den Kometenwirth mit Fragen, wer die Sängerin sei. Dieser rief die Mädchen, begiebt sich aber auf Andringen der erregten Studenten zu der Sängerin mit der Bitte, noch ein einziges Mal zu singen. Die Bitte wird erhört. Welch eine wunderbare Stimme! Das Entzücken der Zuhörer kannte keine Grenzen. In den blauen Augen des blonden Fritz flammte es auf und angefüllt aufspringend stieg er hervor: „Es ist Jenny Lind! Es kann nur Jenny Lind sein!“

Am dem Schatter der überhängenden Blätterranken eindringen, einen großen Strauch wilder Rosen, den er auf dem Wege nach Hollandsee erpflückt, in die Hand der Sängerin brüden und sie in den Lichtkreis hineinzusetzen, scheint das Werk eines Augenblicks. Und es war Jenny Lind! Das Mondlicht lag auf dem feinen, klaren Gesicht, flimmerte auf den blonden Locken der berühmten Künstlerin. Lächelnd nahm sie den enthusiastischen Dank des Jünglings entgegen. „Eigentlich sollte ich jähren“, meinte sie, „aber man kann den Fort in Hollandsch schwer aufrecht erhalten; zumal wenn der Mond scheint, ist es gar zu schön hier!“

„Gar zu schön“, wiederholte „Fritz“, und Sie, gnädigste Fräulein, haben uns durch Ihren himmlischen Gesang die Schönheit doppelt zur Empfindung gebracht.“ Die Studenten flimmten ein zum Lobe des schönen Niddens Erde. „Und doch, was mich am meisten entzückt hier, ist noch etwas Anderes; etwas, das Sie ausgedrückt haben, als Sie vorher sangen: „Sie rathen von den Tagen Der längst vergangenen Zeit, Von Liebe, Lust und Klagen, Von deutscher Herrlichkeit!“

Von deutscher Herrlichkeit! Nirgends kommt sie mir so zum Bewußtsein, wie hier am Ufer des deutschen Stromes, den der deutsche Wald umrauscht. Ich möchte meine Arme schlingend anschlössen über den Rhein, und wie der Held dort oben mit dem Drachen kämpfte, kämpfen, streiten bis auf's Blut gegen Feinde, gegen Deutschlands Feinde.“ Er war aufgesprungen. Jenny Lind schaute unruhig in sein schwebendes Gesicht. „Wenn ich eine Stimme hätte, wie die der schwedischen Nachtigall“, sagte der Jüngling leise und ruhiger, „so würde ich meine Empfindungen hier schon überzeugungslos einleiten können, aber—“

„Sie“, erwiderte Jenny, „Sie sind Student, mein junger und unbekannter Freund, alle Studenten können singen, das weiß ich aus unzähligen Ständen, die sie mir schon gebracht haben! Also frisch an's Werk. Ort und Stunde sind dazu angethan wie selten! Geben Sie meinem Gehörge Antwort in einem Liebe, welches Ihre Gedanken wiederbelebt!“ Ihnen Danken folgend, legte sich einer der Studenten an's Klavier, auf welchem Vater Römer ein Paar Windinstrumente angezündet hatte und „Fritz“ sang: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus? Wie Geschmetter der Siegesfanfaren erkörnte die frische Jünglingsstimme hinaus in die schwebende Landschaft. Aufmerksamkeit und ergreifen lauschte Jenny Lind. „Ein schönes Lied“, sagte sie leise, „ich möchte es auch singen können.“ „Möchten Sie“, jauchzte „Fritz“, „das wäre ja die schönste Weibe dieser Stunde!“ Und nun entwiderte sich, so ergäbe sich auf einem Nachzügeln die „Neue Musikzeitung“, eine reizvolle Scene; Jenny Lind, die große Künstlerin, zeigte sich als eifrige Schülerin, und während die Melodie auf dem Klavier leise weiterging, lehrte sie Fritz die Worte des Liedes. Voller und mächtiger schloß die köstliche Stimme, und als in ihren unerschütterlichen Zauber gelleidet die Schlußworte:

Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein! Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Die Orgelton und Glockenklang über den raschenden Strom dahinbrausen, da bemächtigte sich der Zuhörer eine Bewegung ohne Gleichen. „Danke, Danke!“ sprach Fritz, als er der Rede wieder mächtig war. Wenn der Himmel einst meinen Wunsch erfüllt und es mir vermag, mit meinem Schwert die Raben zu verschunden, für Deutschland, für den deutschen Rhein zu kämpfen, die Erinnerung an dies Lied, von Ihnen gesungen, wird mich stets umfliegen und mich geleiten in Kampf und Streit!

Da lang draußen weid und lodend ein Posthorn; Jenny Lind erhob sich. „Ich muß fort“, sagte sie, „in wenig Wochen trägt mich das Meer hinüber in die Neue Welt, auch ich werde dieses fest Abends nicht verzeihen, zur Erinnerung nehme ich diese Rosen mit, gern aber würde ich auch den Namen dessen, der sie mir gab, und der mich das deutsche herrliche Lied lehrte.“ Sie blickte fragend in dem kleinen Kreise umher, aber ohne einer der Jünglinge antworten konnte, erschien in der Thür eine imponirende Greisengestalt. Die Studenten erhoben sich ehrsüchtig und flüsteren: „Ernst Moriz Arndt.“ „Ja, Ernst Moriz Arndt“, wiederholte der Greis, sich an Jenny Lind wendend, „Ernst Moriz Arndt, wieder als Deutschland mit dem Erbfeinde rang, jenes Lied schrieb, das so wunderbar, so begeistert von Ihren Lippen tönte. Wenn Sie aber, holde Sängerin, nach Jenem fragen, er deutete auf Fritz, so will ich Ihnen für ihn Antwort geben! Er nennt sich Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen!“

Zur Krönung der holländischen Königin.

Am 13. November 1890 der Königin der Niederlande, Wilhelm der Dritte, starb, erfolgt mit ihm der Prinzenstamm des Hauses Nassau-Oranien, und seine Tochter Wilhelmine, ein 10-jähriges Kind, wurde Königin von Holland. Für die Niderländische übernahm ihre Mutter die Regentschaft. Die Wittve Wilhelms des Dritten ist eine deutsche Prinzessin, Emma von Waldeck, mit der der König sich 1879 in zweiter Ehe vermählte. Seine erste Gekönigin war ebenfalls eine deutsche Fürstin, nämlich Sophie von Württemberg.

Nun, da Wilhelmine von Oranien am 31. August dieses Jahres achtzehn Jahre alt wird, tritt sie statt ihrer Mutter die Regentschaft an: sie wird am 6. September in der Neuen Kerl (Neuen Kirche) von Amsterdam feierlich zur Königin ernannt. Die Ceremonie findet, in der Hauptstadt Hollands, Amsterdam, statt, nicht in der Residenzstadt, dem Haag.

Die beiden Städte Amsterdam und Haag bieten, obwohl sie beide durchaus den holländischen Charakter tragen, dennoch ein ganz verschiedenes Bild. In Amsterdam duftet warmes und lautes Leben. Es ist der Mittelpunkt des weitverbreiteten, holländischen Handels, ein lärmender Hafenort, der durch die regen Beziehungen mit den überseeischen Kolonien der Niederlande, durch den Dampfmaschinenverkehr nach allen bedeutenden Handelsplätzen der Erde einen unheimlichen wechselvollen Eindruck macht. Klein nicht nur der Verkehr ist interessant, sondern auch die Lage und Bauart der Stadt. Amsterdam liegt am Ausfluß der schönen, breiten Amstel, am strengen Binnenwasser des Zuidzее, der den besten natürlichen Hafen bildet. Die ganze Stadt ist ein Pfahlbauort, auf Sumpfböden errichtet und durch Dämme gegen die Fluthen der neuen Nordzee geschützt. Ecken der Dämme, Dämme an der Amstel, deutet auf die Giebelthürme der Laag hin. Fast alle Straßen der Stadt sind von Kanälen (Grachten) durchzogen, zu deren beiden Seiten sich Ulmenalleen erheben und deren buntes Wasser von Hunderten kleiner, malerischer Brücken überbannet wird. Rechts und links von den Grachten befinden sich Kapellen; doch auch der Kanal selbst ist jederzeit von Röhren und Klängen belebt. Wie in der Stadt der Transport des Gemäldes, des Obfies, des Brennmaterials u. a. m. vermitteln. Die Häuser, fast ausschließlich dreigeschossig, schmücklos, prägnant in kräftigen Farben und reden wunderlich geformte, zierliche, spitze Giebel in die weiche, wasserdurchdränkte Luft. So hielten die Straßen, deren Bauart an die alten Gassen unter Hanshände erinnert, außerordentlich malerische Bilder, die sich bei jeder Bewegung des Weeres, bei jedem neuen Brückenverändern, besonders romantisch und pittoresk werden die Stadtbeduten dort, wo Kanäle sich trennen und man von einer hohleköpfigen Brücke auf flimmerndes Wasser hinabschaut, in dem die Bäume und Häuser der Grachten sich tanzend wiederpiegeln.

Amsterdam ist der Wohnort der holländischen Kaufmannskörperschaft, die an der vornehmen Herengracht und an der

Reizersgracht ihre äuerlich unheimlichen, innerlich mit raffinierter Behaglichkeit ausgestatteten Wohnstge haben. In Italien würde man diese Gebäude, deren jedes, auch im Herzen der Stadt, mit einem kleinen Garten versehen ist, Paläste nennen; hier sind sie, der Schlichtheit und dem Büreauismus der Holländer gemäch, einfach Wohnhäuser. Am Sommer leben die Amsterdamer Kaufmannskörperschaft umher der Stadt auf ihren ländlichen Besitzungen, oder sie verweilen am naben Nordseeufer in Zandvoort, Wijk aan Zee, Katwijk aan Zee und andern beliebten Badeorten der vornehmen Gesellschaft.

Aber wenn auch die Patriarchenhäuser verlassen sind, niemals schlummert das Handelstreiben der Stadt, das bunte Gewimmel des Hafens, das rege Kommen und Gehen der Dampfer, der Schiffverkehr auf der breiten, mit prachtvollen Hotels einesahten Amstel, Tag und Nacht häftet man hier dem Eimer und — dem Veranügen nach; die Fesung des ganzen Ortes ist Gold, Reichthum.

Ganz anders der Haag, den der Holländer s'Gravenhaage nennt. Er ist eine freundliche Stadt, die in ihrer Frische und Sauberkeit besonders auffällt. Sie ist still und — ein wenig langweilig. Man besenkt sich hier beschaulich in den Genuß der Kunstschätze und der Natur. Unmittelbar an die Stadt schließt sich der Haagsche Busch — „het bosch“ — ein parkartiger, schöner Laubwald, der dem Pariser Bois de Boulogne oder dem Berliner Tiergarten gleicht. In ihm befindet sich der königliche Landhof „Haus im Busch“ (Suis ten Bosch). An der andern Seite, nach Noordzее hin, erstreckt sich der Scheveninger Busch, ebenfalls ein herrlicher Laubwald, der die holländische Landschaft im allgemeinen nur sanftburchaocent, mit Windmühlen besendenden Wiesenumrand zeigt, wird dieser Wald als ein seltsames Kleinod betrachtet. Er zieht sich vom Haag bis zur ralen Nordsee, bis zum Strand von Scheveningen hin. Dies elegante und vornehme Seebad, das einen internationalen Ruf genießt, erreicht man vom Haag aus in achtzehn Minuten bis zu einer halben Stunde mit der Eisenbahn, der elektrischen Bahn oder Pferdebeben.

Die junge Königin Wilhelmine hat sich sehr mit Vorliebe im Haag aufgehalten, wenn sie sich nicht in einem ihrer auf dem Lande zelebten Schlösser befand. Das „Palais“ liegt im Haag in einer Straße, die man Noordzее (Nordsee) nennt; es hielet nur durch einige Familienbilder Interesse. Vor dem Schlosse steht das Reiterstandbild des Prinzen Wilhelms des Ersten von Oranien, das Königin Wilhelmine der Aroete 1845 nach dem Modell des Grafen Riemers in Graz gießen ließ; das Bidental des Monuments sind die Wappen der sieben Provinzen von Holland.

Einem alten Brauch gemäch, verweilt die Königin in jedem Jahr fünf Tage in der Landeshauptstadt Amsterdam. Dort residirt sie in dem „Palais“, das im Herzen der Stadt im Mittelpunkt des Verkehrs liegt.

Das königliche Schloß in Amsterdam war bis zum Anfange dieses Jahrhunderts Katakomben, und es erklärt seine eigenbümliche, wenig zur Hebung eines fürsten ruffende Erscheinung und Lage. Es ist ein düsterner Laubwald, dessen kleiner Thurm mit der mächtigen Masse des Unterbaus nicht recht im Verhältniß steht. Das Rathaus wurde 1648, bald nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, unter dem Bürgermeister Tulp begonnen und 1655 vollendet; die Kosten des großen öffentlichen Baus beliefen sich auf acht Millionen Gulden.

Erst 1808 wurde das Rathaus zum Schloß umgewandelt, und zwar zur Residenz des Königs Ludwig Napoleon. Eine hübsche schöner Empirestil stammt aus dieser Zeit. Indessen trotz alles Reichthums und aller Pracht wirkt das Palais unheimlich; zu einem Rathaus paßte es, sowohl dem Bau wie der Lage nach, zur Wohnstge für eine Fürstin und besonders für eine junge Fürstin paßt es nicht.

Das Palais befindet sich, wie erwähnt, im Mittelpunkt des Verkehrs, an dem belebtesten Platz Amsterdams, dem „Damrak“, gewöhnlich nur „Dam“ genannt. Hier ist der Ausgangspunkt aller Pferdebeben- und Omnibuslinien, hier leben wir die Börse und Handelskammern aller Art.

Die Neuen Kerl, in der Wilhelmine von Oranien am 6. September dieses Jahres zur Königin gekrönt wird, erlebte sich ebenfalls auf diesem Platz. Die Kirche ist 1408 im spätgotischen Stil erbaut und 1645 nach einem Brand wiederhergestellt. Das Aufseher hielet renier Interesse als das Auerer. Es ist eine kreuzförmige Basilika mit Chorumsang und Kapellenstranz. An Stelle des Hochaltars befindet sich ein Denkmal für Hollands ersten Seehelden, den Admiral de Ruyter, der 1676 starb. Eine Tafel ist in der Kirche auch dem Andenten des belebtesten niederländischen Dramatikers Kooft van den Bondel (1587 bis 1679) gewidmet. Die übrigen Denkmäler halten die Erinnerung an andere hervorragende Männer wach.

An diesem alten und ehrwürdigen Mausoleum berühmter Holländer wird der achtebährigen, juwensfrischen, reizenden Königin Wilhelmine, der Tochter einer deutschen Prinzessin, die Arone auf das blonde Haar gedrückt. Wilhelmine leistet vor verarmelten Generalkapitän, den oesgebendenkörperschaften, folgenden Eid: „Ich

schwöre dem niederländischen Volk, immer die bestehende Verfassung zu beschützen und aufrecht zu erhalten. Ich schwöre, zu verteidigen und zu bewahren mit meiner ganzen Macht die Unabhängigkeit und das Gebiet des Königreichs. Ich schwöre, die öffentliche Ruhe die persönliche Freiheit und die Rechte meiner Untertanen zu schützen und für die Bewahrung und die Zunahme des allgemeinen und des besondern Gesebens alle Mittel anzuwenden, welche die Gesehe mir zur Verfügung stellen — so, wie es eine gute Königin zu thun schuldig ist. So wahr mir Gott helfe!“ Darauf leisteten förmliche Abgeordnete des Landes den Eidschwur.

Wilhelmine von Oranien ist trotz ihrer Jugend flug und willensstark, sie wird das Staatsschiff mit ihrer kleinen Hand gewiß sicher lenken. So hoffen wir, so hofft die gesamte Frauenwelt.

T. R. Rudis.

Gilgische Tafelstuden.

Ein ungarisches Blatt erzählt, wie es bei Hof-Diners in Pest zugeht. Das schnelle Serviren ist der einzige Grund, den man gegen diese Diners erheben kann. Wenn man gerade irgend einen Wein liebgewonnen hat, verschwindet er auf einmal und man hat keine Zeit mehr, sich seiner zu erfreuen. Auch der beste Wiffen bekommt sofort Flügel, sowie man einen Moment auf die Seite schaut oder dem Nachbar antwortet. Man eilt, man eilt fluchtlich. Besonders um die Weine ist es schade, in die man sich nicht beschaulich versenken kann, denn man schenkt nicht zweimal von derselben Gattung ein, obwohl die Weine des Königs ihrerseits leuchten. Der granatrotte Waag-Nelkstäbler Wein schlägt jeden Burgunder, der Johannisberger ist einfach bewundernswürdig. Der Tokayer mit seiner Farbe von geschmolzenem Golde kommt aus den begünstigten Weinbergen des Kaisers. Vor Champagner wird Meot — Chandon servirt, das herrliche Aroma des ostgatischen Schablis umgiebt Alles mit einem Feuernebel, während der blonde Chateau d'Yquem einen wie feurige Muth durchströmt. Und mit all diesen Süßlichkeiten eilt man so, eilt man so sehr. Inbessern giebt es auch gegen die Gile eine Arznei. Das Beeten. Auch die Gäste beiten sich mit dem Trinken. So trant beispielsweise der Ministerpräsident Weterle stets die Gläser des neben ihm placirten kroatischen Ministers Jospovich leer, der seinen Wein trinkt. Im Allgemeinen beiten die Weine des Königs so großen Auf, daß jeder bemüht ist, sein Theil möglichst herauszunehmen. Auch die Hofkassaten haben dies schon beobachtet, indem sie die beiden Beschreibungen derart charakterisiren: „In Wien essen die Herren mehr, in Pest trinken sie mehr.“ Erst wenn der König sie ein Lieben „sicheln“ ließe! Dann sähe man erst das Richtige: es gäbe vielleicht sogar Toaste. Doch leider verschwindet die Zeit mit wahnfühiger Eile, und wenn dem Weine aus den mit Raffinement bereiteten und servirten Speisen gerade das beste Bett bereitet wäre, verzessen plötzlich die Köpfe kleinen Porzellanschalen mit dem Motto, den der König vom Sultan bekommt, der selbst nur ein vier Zöcher Felder hat, auf denen der richtige Woffa wächst. Von diesem Kaffee kommt sein Körnlein in den Handel, höchstens die befreundeten Souveräne erhalten davon geschenkt, und auch diese nicht viel, weil eben nicht viel davon da ist. Mit einem Worte, es kommt der Kaffee und gleichzeitig schenken die Vorkaten den Cognac ein, damit die Wiffen teren nach dem schnell habgesehrzten Kaffee auch noch diesen schluden mögen. Schnell, schnell, wenn der Kaffee und der Cognac sich ist, der König hat den feinsten schon getrunken und die Vorkaten greifen wie auf Commando unter den Tisch, auf ihrem getrimmten Rücken sprang sich der dunkle, geschickte Freg — sie heben die Hüfte der Erde auf, brüllen sie ihnen in die Hand, zum Zeichen, daß sie sofort den Tisch verlassen müssen. Der König hält ungeduldig Umschau, bis aus der letzte Gost seinen Thut übernommen, dann steht er auf, wonach dem Wiffigen einer Bogelschaar gleich, auch die Gäste sich erheben und dem König in den anstehenden Salon folgen, wo die Cigaretten stehen und wo der Cercle stattfindet.

Ruba und die badischen Säuerer.

Nicht wenig übertrifft was (so wird dem „Ab. Kur.“ aus Baden berichtet) vor einigen Tagen in einer größeren Stadt uneres Landes die Frau eines Beamten über die politische Rindigkeit einer Eier-Verkauflerin. Der geforderte Preis von 6 Pf. für das Ei kam der Käuferin doch etwas hoch vor; in Beginn des Monats Juli, und sie machte der Verkäuferin deshalb einige Vorstellungen. „A.“ erwiderte diese mit wichtiger Miene, wisse Sie, der Krieg zwische die Amerikaner und die Spanier, der macht halt; giebt die Eier theurer! Die Beamtenfrau war sich zwar nicht völlig klar über den inneren Zusammenhang zwischen dem Arieae und dem Eierpreis, wohl aber zwischen dem letzteren und der sogenannten Schilddrüseigkeit der Säuererinnen. Um meisten davon übertrifft, wenn sie etwas davon beehren könnten, hätten immerhin die Säuerer kein.

— Er hat's. Kellner: ... Und hier ist ein großes Zimmer mit zwei Betten. ... — Proh: Geben Sie mir a Bett mit zwei Zimmern!